



SÜDOSTEUROPA-  
GESELLSCHAFT

## Öffentliche Jahreshauptversammlung

**17. Februar 2007**

Die Abschaffung des Balkans  
oder  
Vorsicht vor ironisch gemeinten Bahnhöfen

*Dankesrede anlässlich der Verleihung des Journalistenpreises der Südosteuropa-Gesellschaft  
am 17. Februar 2007 in Duisburg*

Richard Wagner, allerdings nicht der toten Sachse, sondern der in Berlin lebende Schriftsteller aus dem rumänischen Banat, hat vor einigen Jahren ein Buch veröffentlicht mit dem Titel „Der leere Himmel“. Der Autor nennt sein Buch eine Reise ins Innere des Balkans. Das ist es tatsächlich, aber es ist auch eine große ironische Fahrt durch die Balkan-Klischees. Ganz am Ende seines Buches schreibt Wagner: „Ein Pferdewagen fährt durchs Bild, ein Pferdewagen auf der Asphaltbahn. Es ist der Anfang einer Fernsehreportage über ein Balkanland. Es ist der Anfang jeder Reportage über jedes Balkanland. <Land der Gegensätze>, sagt die Stimme aus dem Off. Ein ganzes Jahrhundert schon wird dieses Bild bemüht. Wir haben uns daran gewöhnt. Die Rumänen, heißt es, sind stolz, die Bulgaren sind stolz, und die Albaner sind erst recht stolz. Auf ihre Berge, ihre Volkslieder, ihre Nationaldichter, auf ihre Frauen, ihren Käse und ihre Musik. Das ist Reiseführerprosa, die tief ins Hirn greift. Ins Hirn, das Budapest nicht von Bukarest unterscheiden kann und für das die vielen unvorstellbaren Orte irgendwo da unten liegen. Da, wo jetzt unsere Bundeswehr hockt“.

Ich fürchte, was Herr Wagner da feststellt, trifft zu.

Sicherlich, wir, die wir heute hier sitzen, können Bukarest von Budapest, Sarajevo von Skopje und zur Not sogar Alexandroupoli von Kotor oder jenes von Veliko Tarnowo unterscheiden. Wenn man es richtig anstellt, kann man dafür sogar bezahlt werden. Aber wir alle kennen auch Leute, die sich beruflich mit anderem beschäftigen und ihre Doktorarbeit nicht über die Wandlungsprozesse der pastoralen Weidewirtschaft im Vorland des epirotischen Gebirges am Ausgang des 17. Jahrhunderts geschrieben haben. Um nicht missverstanden zu werden: Ich habe Hochachtung für jene, die selbst den feinsten Verästelungen der südosteuropäischen Geschichte forschend folgen. So erinnere ich mich an mein lebhaftes Interesse, als ich vor einigen Jahren bei einem Aufenthalt in Athen entdeckte, dass am dortigen deutschen

Archäologischen Institut ein Abendvortrag gehalten wurde mit dem Titel „Oliven und ihre sozioökonomische Bedeutung im östlichen Mittelmeerraum – während der Bronzezeit“.

Zurück zu Richard Wagner: Wenn ich sage, dass ich fürchte, er habe recht, dann deshalb, weil sein Urteil auch eines über meinen Beruf zu sein scheint, also den des Auslandskorrespondenten beziehungsweise seines überschaubaren Nebenzweigs des Balkankorrespondenten. Denn wenn nach fast zwei Jahrzehnten von zum Teil doch recht ausführlicher Berichterstattung immer noch so viele Menschen nichts anzufangen wissen mit diesem Teil Europas, wenn sie hercegovinische Kroaten mit bosnischen Serben verwechseln oder nicht einmal das – wer ist dann Schuld daran? Die Konsumenten oder die Vermittler der Nachrichten aus dem Südosten unseres Kontinents?

Vermutlich beide. Die in den Vereinigten Staaten lehrende Geschichtsprofessorin Maria Todorova schildert in ihrem Buch über „Die Erfindung des Balkans“, in dem wir Journalisten nicht gut wegkommen, wie die geographische Entdeckung mit der gleichzeitigen Erfindung dieser Region Hand in Hand ging. Sie zeigt, wie Reiseschilderungen und Korrespondentenberichte schon im 19. Jahrhundert meinungsbildende Klischees und verzerrende Vereinfachungen schufen, die wiederum auf ein Publikum stießen, das sich mehrheitlich dankbar zeigte für die Simplifizierung der Geschehnisse – schließlich ließ sich auch damals niemand gern überfordern von der unangenehmen und verwirrend-kleinteiligen Komplexität der politischen Entwicklungen in Südosteuropa. Nach der Auslöschung der serbischen Dynastie Obrenović im Juni 1903, die man ermordete und, so heißt es in den Geschichtsbüchern, aus dem Palastfenster warf, hatten die „New York Times“ sogleich eine einordnende Erklärung parat: „So wie der forsche Brite seinen Feind mit den Fäusten niederschlägt, so wie der Südfranzose seinen Widersacher mit einem fachmännischen Tritt niederstreckt, so wie der Italiener sein Messer benutzt und der Deutsche seinen bereitstehenden Bierkrug, so schmeißt der Böhme und der Serbe seinen Feind aus dem Fenster“.

Diese Kaskade von Klischees mündete nach den Schüssen von Sarajevo in etwas, was mitunter nach seinem Urheber als das Gavrilo-Prinzip bezeichnet wird. Darüber hieß es in einem 1936 erschienen Buch eines amerikanischen Publizisten: „Es ist ein nicht hinnehmbarer Affront gegen die humane und politische Natur, dass diese verdammten und unglückseligen kleinen Länder auf der Balkanhalbinsel Streitigkeiten haben können und tatsächlich austragen, die Weltkriege auslösen. Ungefähr 150.000 Amerikaner starben wegen eines Vorfalls im Jahre 1914 in einem lehmgebackenen primitiven Dorf, Sarajevo“.

Frau Todorova hat treffend auf den bemerkenswerten Bedeutungswandel der Sarajevo-Klischees hingewiesen: Inzwischen ist es bekanntlich politisch korrekt, zu behaupten, die bosnische Hauptstadt, also dieses angebliche lehmgebacken- primitive Dorf von 1914, sei in jugoslawischer Zeit eine weltoffene und multiethnische Metropole gewesen, ein kosmopolitisches Wunder, das sich erst mit dem Ausbruch des Krieges 1992 verflüchtigt habe. Dieser Logik folgend müsse es also unter den aufgeklärten Habsburgern ein rückständiges Dorf gewesen sein, dass erst in der jugoslawischen Königsdiktatur und dann unter der Herrschaft von Titos Kommunisten zu voller Toleranz erblühte.

Nicht zur Ehrenrettung, aber zur Relativierung der Wirkung ausländischer Berichtersteller sei hier angefügt, dass auch einheimische Publizisten seit jeher eine florierende Produktion von Befangenheiten aller Art unterhalten. Für manche gilt, was sinngemäß einst Lichtenberg über die veröffentlichenden Angst- und Bangemacher sagte: Sie betreiben einen gut gehenden Finsternishandel. Es gibt dazu eine ernüchternde Studie des Braunschweiger Instituts für

Schulbuchforschung, das unter dem Titel „Öl ins Feuer“ den Inhalt von südosteuropäischen Geschichtslehrbüchern in den neunziger Jahren untersucht hat.

Im Übrigen finden sich auch in der so genannten schönen Literatur mitunter Ungereimtheiten. Auf ein – zugegeben harmloses – Beispiel stieß ich einmal in einem der berühmtesten Werke der jugoslawischen Literatur, im „Grabmal für Boris Dawidowitsch“ von Danilo Kiš. In der im nüchternen Stil einer historischen Abhandlung oder eines Personeneintrags im Munzinger-Archiv gehaltenen Titelgeschichte wird der Lebensweg eines Revolutionärs beschrieben, der unter dem Pseudonym Nowskij in die Geschichte eingegangen sei. Es werden alle Stationen von Nowskijs subversiver Karriere in faktengesättigter, keinen Leserzweifel duldenwollender Nüchternheit geschildert. Bis zur Seite 122 – ich zitiere aus der Hanser-Ausgabe – habe ich mir das als Leser auch gefallen lassen. Dann aber wurde ich mürrisch, denn auf Seite 122 steht zu lesen: „Am nächsten Morgen, in aller Herrgottsfrühe, wurde er aus seiner Zelle entlassen und nach Susdal verschickt. Als der Wagen an jenem frostigen Januarmorgen den Bahnhof erreichte, war der Bahnsteig leer. Nur auf einem Nebengleis stand ein einzelner Viehwaggon; dahin wurde Nowskij geführt“. Mich aber führte dieser Satz geradewegs aus der Geschichte hinaus, denn das schöne russische Provinzstädtchen Susdal kenne ich zufällig. Es ist vor allem deshalb so schön, weil es keinen Bahnhof hat.

Als ich davon unlängst dem gerade was die Literatur vom Balkan betrifft verdienten Schweizer Verleger Eugen Ammann berichtete, geriet der in verlegenes Erstaunen ob dieser handwerklichen Schlamperei, denn Danilo Kiš ist einer seiner Lieblinge. Nach einer kurzen Pause wartete er dann mit der Erklärung auf, Kiš könne die Geschichte mit dem Bahnhof schließlich auch ironisch gemeint haben. Aber da, bei allem Respekt, will ich nicht mithalten. Und wenn es auch ein kleinlicher, ja spießiger Einwand wäre, den womöglich schon kommunistische Funktionäre gegen Kiš vorgebracht haben, so möchte ich doch vor ironisch oder kafkesk oder wie auch immer anders gemeinten Bahnhöfen warnen, wenn es Bahnhöfe auf Kosten der Genauigkeit sind.

Kehren wir aber von der Belletristik und diesem zugegebenermaßen etwas abseitigen Ausflug zurück zur Infanterie der Schreibenden, den Journalisten. Ich möchte um Verständnis für uns und unsere gelegentlichen Fehlleistungen werben – Fehlleistungen, von denen ich mich selbstverständlich nicht ausnehme. Unser Handwerk ist das sachgerechte Vergrößern von Zusammenhängen, die eigentlich viel komplizierter sind. Es geht bei dieser Ausschnittvergrößerung darum, ein Stück Welt auf 160 Zeilen zu erklären, abzüglich Überschrift. Das ist selten einfach. Ein Beispiel: Wer über die Querelen um den Hohen Repräsentanten Christian Schwarz-Schilling in Bosnien berichtet, benötigt die Hälfte dieser Länge, um dem sogenannten Erstleser, an den zu denken ein Journalist nie vergessen sollte, die grundsätzlichen Zusammenhänge zu erklären: Was ist der Hohe Repräsentant? Was sind Bonner Befugnisse? Was die Republika Srpska? Die Polizeireform? Der Kanton Nummer zehn? Das Konstitutivitätsurteil? Und so weiter und so fort, aber wie gesagt: Bitte nicht länger als 160 Zeilen.

Eine andere Möglichkeit zur journalistischen Aufbereitung eines Weltschnipsels – und zwar eine, die ich bevorzuge, je länger ich Journalist bin – ist die der Reportage. Wer die Geschichte eines bosnischen Kriegsoffiziers nachzeichnen will, muss seine Leser nicht mit der Erklärung von Bonner Befugnissen und bosnischen Polizeireformen behelligen – er kann einfach *erzählen*. Die Reportage birgt freilich andere Gefahren. Kisch – nicht der mit Hacek auf dem s aus Subotica, sondern der mit Schule am Ende aus Prag – ist ein Beispiel dafür. Der ist zwar ein großer Meister der Reportage gewesen, aber eben auch ein großer Verzeichner, der es manchmal um einer Pointe oder einer gelungenen Formulierung willen nicht allzu genau nahm mit der Aufzeichnung dessen, was er tatsächlich gesehen hatte.

Daraus möchte ich, Maria Todorova paraphrasierend, eine Art Handlungsoption für uns Journalisten und überhaupt alle ableiten, die mit Südosteuropa zu tun haben – nämlich den Vorschlag zur Abschaffung des Balkans. Schaffen wir jenen Balkan ab, der nur so ist, wie er uns passt. Hüten gerade wir Journalisten uns davor, nur zu sehen, was wir sehen wollen, und sehen wir stattdessen, was da ist. Und prüfen wir, ob das, was wir gesehen zu haben meinen, auch tatsächlich das ist, was zu sehen gewesen wäre. Seien wir vorsichtig bei Ausflügen in den Keller der Geschichte. Geben wir nicht den Verlockungen einfacher Erklärungen nach, wo die Wirklichkeit nun einmal so verführerisch einfach nicht ist. Das ist leicht gesagt. Ich habe vermutlich selbst schon mehrfach gegen diese leicht zu postulierenden, aber schwer zu befolgenden Regeln verstoßen. Aber Einsicht ist bekanntlich der Besserung erster Schritt. Ich begreife die heutige Auszeichnung auch in diesem Sinne, nehme sie als Ansporn und bedanke mich dafür.

Michael Martens